

Vereinen wie dem Deutschen Wehrverein, dem Verein für das Deutschtum im Ausland, dem Alldeutschen Verband oder dem Flottenverein sich organisieren ließen und die eine Heroisierung des Krieges ermöglichten.

Die Kriegsbegeisterung 1914 weist an beiden Universitäten auffällige Parallelen auf. Jeden zweiten *undergraduate* aus Cambridge und 70% der Studenten aus Tübingen führte es in den Heeresdienst. Jeder vierte Student beider Universitäten fiel schließlich auch im Krieg. Aufgrund der weitgehenden politischen Stabilität in Großbritannien verlief die Kriegsverarbeitung bei Cambridger Studenten im Vergleich zu Tübinger Studenten in gänzlich anderen Bahnen auch im Hinblick auf das weitere Selbstverständnis als soziale und politische Entscheidungsträger. Kriegsniederlage, Revolution, Demokratisierung, Inflation und politischer Massenaufbruch setzten Krisengefühle frei, denen sich auch die Tübinger Universität nicht zu entziehen vermochte. Beruflicher Orientierungsverlust, Standesunsicherheit, Hunger und wirtschaftliche Mangelverwaltung bestimmten das studentische Miteinander und die daraus folgenden Diskussionen um völkische Gemeinschaftlichkeit als Überwindung einer zerbrochenen Gesellschaft. Für Levsen bildeten die Verbindungen den institutionellen Übergangsrahmen, der tradierte Formen soldatischer Ehre in die Weimarer Republik überführen half, während sich in Cambridge mit der Frontgeneration auch allmählich die Identifikation mit soldatischen Idealen verabschiedete. Viele Tübinger Studenten wiederum pflegten verstärkt antisemitische Feindbilder sowie Gewaltkonzeptionen politischen Handelns. Radikale Organisationen wie die Brigade Erhardt oder die Organisation Consul waren begehrte Anlaufstellen für Studenten und auch die meisten Korporationen nahmen an Ausbildungskursen der Reichswehr teil. Levsen relativiert jedoch das klassische Generationenmodell, wonach die Kriegsjugendgeneration in Abgrenzung zur wilhelminischen und gar zur Frontgeneration agiert habe. Diente den Cambridger Studenten „Jugend“ nun zunehmend als Abgrenzungskategorie gegenüber den *old men*, so habe man in Tübingen trotz eines Jugendkultes in Verbindung zu den „alten Herren“ den eigenen zukünftigen Führungsanspruch zu definieren gesucht.

Der Erste Weltkrieg ist die zentrale Umbruchphase bei Ackermann und bei Levsen. Inwieweit jedoch für Schäfer die Zäsur von 1914/1918 nicht vielmehr als Fluchtpunkt seiner „Gelehrtenpolitik“ anzusehen ist, bleibt dahingestellt. Levsen wiederum betont in ihrer äußerst lehrreichen und methodisch anregenden kulturgeschichtlichen Studie einerseits, wie sehr sich eine andere Wahrnehmung studentischer Selbstbilder in Cambridge und Tübingen vor allem nach 1918 abzeichnete. Andererseits möchte sie mit diesem Befund den Ansatz eines „deutschen Sonderwegs“ relativiert sehen, ohne jedoch gleichzeitig die Bedeutung des studentischen „Illiberalismus“ in den Studentenverbindungen für die politische Kultur des Wilhelminischen Kaiserreichs zu leugnen.

Björn Hofmeister, Washington D. C.

Marginalisierung in Wissenschaft und Wissenschaftshistoriographie

Heike Anke Berger, *Deutsche Historikerinnen 1920-1970. Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik*. Campus, Frankfurt am Main und New York 2007. – Stephanie Y. Evans, *Black Women in the Ivory Tower, 1850-1954. An Intellectual History*. University Press of Florida, Gainesville 2008. – Herbert Posch, Doris Ingrisch, Gert Dressel: „Anschluß“ und Ausschluss 1938. *Vertriebene und vertriebene Studierende der Universität Wien*. LIT, Wien und Berlin 2008.

„Es waren damals schon keine großen Promotionen, (...) Juden durften [1938] nicht mehr promovieren, der Pedell war in einem Bauernjanker gekleidet, um zu zeigen, wie der die Leute verachtet, mit der Linken hat er mir mein Diplom gegeben, mit der Rechten musste ich unterschreiben, dass ich nie wieder das Universitätsgebäude betrete, aber ich hatte mein Diplom“ (zitiert nach Posch, Ingrisch, Dressel, S. 131). In der Erinnerung der Psychologin Lisa Neumann an ihre Promotion als „Nicht-Arierin“ an der Wiener Universität kurz nach dem so genannten Anschluss werden symbolische wie konkrete Maßnahmen der Marginalisierung und Exklusion im Wissenschaftssystem sichtbar. Nicht nur Forschungen über die „Vertriebene Vernunft“ (wie der Titel der von Friedrich Stadler herausgegebenen Bände über vertriebene österreichische Wissenschaftler/-innen lautet) oder über „Barrieren und Karrieren“ (wie der von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros edierte Sammelband über die

Anfänge des Frauenstudiums heißt) zeigen seit langem, wie die Institution Universität große Teile der Bevölkerung immer wieder an ihren Toren abgewiesen hat (und weiterhin abweist) – sei es durch symbolische Akte, politische Bestimmungen, soziale Strukturen oder mit Gewalt.

Die hier besprochenen Monographien widmen sich unterschiedlichen Gruppen, die im 19. und 20. Jahrhundert von solchen Ausschlussmechanismen betroffen waren und darüber hinaus auch in der Wissenschaftshistoriographie bisher eher vernachlässigt wurden: schwarzen Frauen im US-Hochschulwesen, Historikerinnen in Deutschland unter verschiedenen politischen Systemen sowie den Studierenden des Jahres 1938 der Universität Wien. Diese verschiedenen Themen und Fragestellungen gehen mit unterschiedlichen methodischen Zugriffen einher. Berger hat ihre Studie über *Deutsche Historikerinnen* klassisch wissenschaftsbiographisch angelegt, arbeitet also mit dem Werk, den Nachlässen, Memoiren und institutionellen Quellen von den bzw. über die von ihr untersuchten fünf Akademikerinnen. Evans wiederum präsentiert zunächst einen qualitativen und quantitativen Überblick über rechtliche, soziale und demographische Bedingungen für schwarze Studentinnen und Akademikerinnen in den USA, der sich zugleich als Einführung in das bis in das 20. Jahrhundert hinein wenig systematisierte und komplexe US-amerikanische Bildungswesen liest. Die wissenschaftlichen und pädagogischen Konzepte ausgewählter afroamerikanischer Akademikerinnen stehen im Zentrum des zweiten Teils.

Demgegenüber schlagen Posch, Ingrisch und Dressel einen für die Universitätsgeschichte methodisch innovativen Weg ein, indem sie für ihre umfangreiche Untersuchung der Wiener Studierenden zwei Herangehensweisen verknüpfen: die empirische Auswertung von über 22.000 Inskriptionsscheinen und biographisch-narrative Interviews mit Zeitzeug/-innen. Oral History als ein methodischer Zugang wurde bisher in der Wissenschaftsgeschichte kaum genutzt – leider, wie nach dieser Lektüre festzuhalten bleibt. Denn es wäre sicherlich produktiv, die gründliche qualitative (und auch selbstreflexive) Aufbereitung des Materials für diese Universität mit ähnlichen Untersuchungen für andere Hochschulen vergleichen zu können. Die Überlegungen der Autor/-innen zu (bildungsbiographischen) Interviews und ihrer Methode (siehe u. a. S. 35ff., 187ff., 261ff., 301ff.) können insofern programmatisch verstanden werden und als „Gebrauchsanweisung“ für künftige Studien dienen.

Herbert Posch, Doris Ingrisch und Gert Dressel beschreiben und analysieren in acht Kapiteln die Situation der *Vertriebenen und verbliebenen Studierenden der Universität Wien* in den 1930er Jahren, der Kriegs- und Nachkriegszeit. Alle Drei beschäftigen sich schon seit langem mit wissenschaftssoziologischen und -historischen Themen, engagieren sich für die Geschichtsschreibung der Universität Wien im 20. Jahrhundert und insbesondere für die Erinnerung an die ausgegrenzten, ehemaligen Angehörigen ihrer Hochschule (siehe www.univie.ac.at/universitaet/forum-zeitgeschichte/projekte). Diese nun vorliegende Studie präsentiert eine im deutschsprachigen Raum bisher wohl einmalige quantitative und qualitative Auswertung der NS-Hochschulpolitik auf der Ebene der Studierenden, die numerisch den größten Teil der Institution Universität ausmachen, jedoch in der Forschung selten detailliert untersucht werden. An der Universität Wien waren fast drei Viertel der österreichischen Universitätsstudierenden eingeschrieben; ihre Zahl sank jedoch von 9.054 im Wintersemester 1937/38 auf 5.208 im folgenden Wintersemester – ein Rückgang von über 42%.

Anhand der Auswertung der so genannten Nationale, der Inskriptionsscheine, kann für Wien konkret belegt werden, 1) wie viele Studierende von den Maßnahmen des NS-Regimes betroffen waren und 2) wer sie waren. Aus diesem Grunde verzeichnet das Buch sowohl die Namen der 95 zum Zeitpunkt der Drucklegung namentlich bekannten Opfer der Shoah (7% der Studierenden der Universität Wien von 1938; S. 34) als auch im Anhang die Namen und biographischen Angaben von 1.570 Studierenden, die als NS-Verfolgte recherchiert werden konnten (und die damit rund ein Drittel der zwischen Frühling und Herbst 1938 „verschwundenen“ Studierenden ausmachen; S. 351-505). Denn es gehe bei diesem Forschungsprojekt u. a. darum, wie Friedrich Stadler in seinem Vorwort schreibt, die Betroffenen in die „Gedenkkultur der Universität hineinzuholen“ (S. 13).

Darüber hinaus haben Posch, Ingrisch und Dressel die Bildungsbiographien von vertriebenen und „verbliebenen“ Studierenden erfasst und ausgewertet. 59 Interviews, 30 lebensgeschichtliche Fragebögen, die Korrespondenz mit 250 Personen sowie publizierte und unpublizierte autobiographische Texte gewähren Einblick in ganz unterschiedliche Lebenswege. Da Erinnerung immer eine Konstruktionsleistung ist, werten die Autor/-innen das autobiographische Quellenmaterial entsprechend differenziert aus. Die Erfahrung der Akteur/-innen sind ebenso Teil der Untersuchung wie Geschlecht, Herkunft,

Alter, disziplinäre oder berufliche Zugehörigkeiten, die als soziale Kategorien Beziehungen (hierarchisch) strukturieren und „Gruppen“ produzieren.

Zunächst wird der März 1938 in seinem historischen Kontext verortet. Herbert Posch beschreibt im zweiten Kapitel die Situation zwischen 1918 und 1938, die von den antidemokratischen Tendenzen der Wiener Studierenden und Professoren geprägt ist. Er geht auf die Zahl der akademischen Abschlüsse, den Anteil von jüdischen, ausländischen und weiblichen Studierenden (veranschaulicht durch Diagramme), die soziale Lage der Studierenden und die politischen Entwicklungen des Austrofaschismus ab 1933 ein. Die Veränderungen des Jahres 1938 werden im dritten Kapitel geschildert, wobei deutlich wird, dass die „Gleichschaltung“ der Institution und die Verfolgung ihrer Studierenden und Mitarbeiter/-innen in Wien „wesentlich beschleunigter“ als zuvor im Deutschen Reich verlief: Der Umbau der Universitätsstruktur war schon bis zum Beginn des folgenden Wintersemesters erfolgt (S. 100). Posch schildert die verschiedenen rassistischen Bestimmungen, durch die die nunmehr als „jüdisch“ gekennzeichneten Studierenden ausgegrenzt wurden; bspw. durften diese die Universität ab dem 24. 4. 1938 nicht mehr betreten. Die umfangreichen statistischen Ergebnisse werden mit biographischen Beispielen illustriert.

Das folgende Kapitel basiert auf der Auswertung der Inskriptionsscheine, denen eine „zentrale Funktion“ in den administrativen Prozessen der Exklusion zukam (S. 147). Es ist das große Verdienst dieser Studie, anhand des existierenden Materials umfassend und genau den Ausschluss und die Vertreibung nachzuzeichnen, wobei nach Geschlecht, Herkunft, Staatsbürgerschaft, Fakultäten u. a. differenziert wird. Posch wertet ferner die angebotenen Lehrveranstaltungen der Disziplinen, die Frequenzierung der Veranstaltungen und die Studienkosten aus. Die häufig erwähnte „Tatsache“, dass jüdische Studierende hauptsächlich bei jüdischen Lehrenden hörten, wird z. B. als Faktum nicht evident.

Im fünften bis achten Kapitel kommen vor allem die Studierenden von 1938 zu Wort. Dem biographischen Bruch, als den die verfolgten Studierenden die nationalsozialistische Machtübernahme erlebten und erinnern, stehen die Erfahrungen der Nichtverfolgten gegenüber, für die der Kriegsbeginn oder das Kriegsende größere Bedeutung in der eigenen Lebensgeschichte einnehmen. Diese personenzentrierten Abschnitte des Buches sind nach „Gruppen“ gegliedert, sodass ganz unterschiedliche Perspektiven, Lebens- und Berufswege sichtbar werden (u. a. von in die USA emigrierten, später in der Wissenschaft tätigen Wiener Studierenden, der KPÖ nahestehenden Remigrant/-innen, in Österreich verbliebenen Frauen und Männern). Doris Ingrisch und Gert Dressel widmen sich insbesondere den „Erzählungen von (Nicht-)Zugehörigkeiten“ (S. 260ff.), durch die Kontingenzerfahrungen verarbeitet und die eigene Position in der Gesellschaft bestimmt werden, sowie der Bedeutung, die verschiedenen Formen von Bildung beigemessen wird.

Das Buch schließt mit neun Porträtskizzen, dem schon erwähnten biographischen Anhang und einem hilfreichen Personenindex. Herbert Posch, Doris Ingrisch und Gert Dressel ist eine beeindruckende Dokumentation der sozialen Topographie der Universität Wien in den 1930er und 1940er Jahren gelungen. Darüber hinaus bietet das von ihnen erhobene Material (das auch gefilmte Interviews umfasst, die in der Österreichischen Mediathek archiviert sind) reichhaltige Quellen für zukünftige Forschungen.

Einem anderen Schwerpunkt, aber ebenfalls der *Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik*, widmet sich Heike Anke Berger in ihrer an der Universität Bielefeld eingereichten Dissertation *Deutsche Historikerinnen* über die Osteuropaexpertinnen Hedwig Fleischhacker, Irene Grüning, Ellinor von Puttkamer, Herta von Ramm-Helmsing und Hildegard Schaefer. Die Studie untersuche, so Berger in der Einleitung, „mittels eines biographischen Ansatzes den Zusammenhang von Geschichtswissenschaft, Geschlecht und Politik im 20. Jahrhundert“ (S. 14). Berger geht davon aus, dass nicht nur Gesellschaft und ihr Subsystem Wissenschaft, sondern insbesondere die Disziplin Geschichtswissenschaft „geschlechtersegregierend“ strukturiert sind (ebd.). Sie fragt daher nach der Position und den Handlungsspielräumen von Frauen im Feld der deutschen Geschichtswissenschaft.

Das Material ist in vier größere Abschnitte gegliedert und damit zugleich in einen „diachronen Längsschnitt“ von der Habilitationserlaubnis für Frauen nach dem Ersten Weltkrieg bis zur westdeutschen Bildungsreform (S. 15). Im ersten Kapitel werden die Studierenden- und Promotionszahlen im Fach Geschichte der 1920er Jahre und die geschichtswissenschaftlichen Habilitationen von Frauen zwischen 1920 und 1970 dargestellt. Die Arbeit von Historikerinnen konzentrierte sich thematisch auf zwei Gebiete: Prähistorie und Osteuropäische Geschichte. Diese Forschungsbereiche waren 1) recht

neu, wurden 2) politisch gefördert, insbesondere durch die NS-Hochschulpolitik, und verfügten 3) über außeruniversitäre Einrichtungen. Drei Bedingungen, die diese Subdisziplinen für den wissenschaftlichen Nachwuchs interessant machten und Frauen eine wissenschaftliche Laufbahn, die ihnen an der Universität größtenteils noch Jahrzehnte verwehrt blieb, ermöglichten. Berger beschäftigt sich im Folgenden mit der Osteuropäischen Geschichte, auch weil es sich um einen „politisch wie wissenschaftlich zentralen Bereich“ handelt (S. 63).

Anhand der Berufswege der in St. Petersburg geborenen Irene Grüning und der Österreicherin Hedwig Fleischhacker erläutert Berger die Arbeitsbedingungen von Frauen in den 1920er Jahren im Fach Geschichte: Sie konnten promovieren und erhielten z. T. anschließende Forschungsfinanzierungen, jedoch nicht die *venia legendi*. Neben misogynen Professoren, strukturellen Widerständen, hochschulpolitischen Bestimmungen (wie der Reichshabilitationsordnung von 1934) konnten auch fehlende bzw. zusammenbrechende Netzwerke eine angestrebte Habilitation verhindern. Die Russlandhistorikerin Grüning z. B. promovierte 1927 am Berliner Seminar für osteuropäische Geschichte, konnte dort aber auch deshalb nicht habilitieren, da mit Fleischhacker schon eine Frau als Assistentin am Seminar arbeitete. Neben dem zentralen Berliner Institut wird die Situation der Hamburger Osteuropageschichte, in diesem Fall durch das 1929 abgeschlossene Promotionsverfahren von Hildegard Schaefer, geschildert.

Die berufliche Situation wird im zweiten Kapitel für die Zeit des Nationalsozialismus weiterverfolgt. Neben den Arbeitsbedingungen von Grüning, Fleischhacker und Schaefer werden auch die aus Pommern stammende Ellinor von Puttkamer (1936 in Berlin promoviert) und die Rigaerin Hildegard von Ramm-Helmsing (die 1931 in München ihre Dissertation einreichte) ausführlicher vorgestellt. Berger analysiert die Förderungs- und Beschäftigungspolitik der außeruniversitären Institutionen, an denen verhältnismäßig viele Frauen forschten. Die „geschlechterhierarchische Arbeitsteilung“ (S. 115) des Wissenschaftsbetriebes wird durch Vergleiche mit den Werdegängen männlicher Kollegen sichtbar. Bergrs Protagonistinnen wussten jedoch ihre Handlungsspielräume zu nutzen, indem sie auf politische und wissenschaftliche Anforderungen flexibel reagierten. Dass sie ihre wissenschaftliche Arbeit dabei auch während des nationalsozialistischen Vernichtungskriegs durchführten, zeigen insbesondere von Puttkamers Forschungsreisen ins besetzte Polen. Berger kann – zumindest für diese fünf Historikerinnen – belegen, dass „das Jahr 1933 für Wissenschaftlerinnen einen sehr viel schwächeren Bruch bedeutete, als gemeinhin (...) reklamiert wird“ (S. 14).

Die „biographischen und geschichtswissenschaftlichen Verarbeitungsstrategien“ stehen im Zentrum des dritten Kapitels, in dem es vor allem um Hildegard Schaefer geht, die als Mitglied der Bekennenden Kirche 1943 verhaftet und 1944 ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück überführt wurde. Berger argumentiert anhand autobiographischer Schriften und überlieferten Briefen, dass Schaefer die Zeit im Konzentrationslager retrospektiv als „religiöse Sinnstiftung“ (S. 214) deutete und auf diese Weise auch vermeiden konnte, den nationalsozialistischen Völkermord zu thematisieren (so wie der öffentliche Diskurs in der Bundesrepublik). Ähnlich wie von Puttkamer konnte sie ihre wissenschaftliche Arbeit fortsetzen und sich als Vermittlerin zum „Osten“ profilieren. Berger schildert im nächsten Kapitel die Berufswege in der Nachkriegszeit und dokumentiert, inwieweit die ungesicherten Arbeitsverhältnisse, in denen sich der Großteil der Wissenschaftlerinnen dieser Zeit befand, langfristig die Lebensqualität minderten, da diese Historikerinnen bspw. keine Ansprüche auf Weiterbeschäftigung in Folgeinstitutionen erheben konnten und wesentlich geringere Renten erhielten; im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, die trotz Mitarbeit im NS-System ihre Karrieren zumeist bruchlos fortsetzen konnten.

Berger kann mit den gewählten Fallbeispielen ihre These begründen, dass „die deutsche Geschichtswissenschaft als Teil von Gesellschaft durch Geschlecht konstituiert und geordnet wird“ (S. 311). Dies wird vor allem (leider eher am Rande) deutlich anhand der „Konstruktion des Osteuropaforschers“ (S. 183) als spezifisch männlichem Entwurf, an dem Akademikerinnen nicht partizipieren konnten, da sie z. B. Vorstellungen von ‚kämpfenden Wissenschaftlern‘ im Krieg nicht entsprachen.

Während Berger und Posch, Ingrisch, Dressel sich mit Marginalisierung im deutschsprachigen Wissenschaftssystem des 20. Jahrhunderts beschäftigen, geht es Stephanie Y. Evans um *Black Women in the Ivory Tower* zwischen 1850, als mit Lucy Stanton die erste Afroamerikanerin einen Hochschulabschluss erreichte, bis zur Entscheidung „Brown versus Board of Education“, mit der 1954 die so genannte Rassentrennung an öffentlichen Schulen in den USA beendet wurde. Evans, Dozentin für

Women's Studies und African American Studies an der Universität Florida, bietet einen lesenswerten historischen Überblick, der um biographische Fallstudien ergänzt ist. Im Mittelpunkt der Studie stehen zwei engagierte Lehrerinnen und Dozentinnen, die sich auch in die öffentlich-politische Bildungsdebatte einbrachten: Dr. Anna J. Cooper, die – als Sklavin geboren – fast 60 Jahre im schwarzen Bildungswesen tätig war, sowie Dr. Mary McLeod Bethune, die 1904 in Florida das spätere Bethune-Cookman College gründete und lange Zeit leitete. Neben diesen in ihrer Bedeutung herausragenden Frauen stellt Evans u. a. die Lebens- und Berufswege von Pauli Murray, Mary C. Terrell, Fanny J. Coppins, Rose B. Browne und Eva B. Dykes vor, die 1921 zu den ersten drei promovierten Afroamerikanerinnen gehörte.

In drei Wellenbewegungen gelang es schwarzen Frauen, den Elfenbeinturm zu betreten: Die ersten schwarzen Frauen begannen noch vor dem Bürgerkrieg zu studieren; bis zum Ende des Krieges 1865 hatten rund 100 Schwarze einen Bachelorabschluss erlangt, davon drei Frauen, obwohl schwarze Frauen in dieser Zeit nicht als „moral beings“ und damit auch nicht als intellektuell befähigte Subjekte anerkannt wurden (S. 35). Nach diesen zögerlichen Anfängen nahm in der Epoche zwischen 1865 und 1910 die Zahl schwarzer Studierender zu; 1900 zählte W. E. B. Du Bois 2.272 schwarze Männer und 252 schwarze Frauen mit einem B. A. in den USA. In ihrer Darstellung differenziert Evans zwischen Hochschulen, die v. a. von weißen Studierenden besucht wurden, und den „Historically Black Colleges and Universities“, da die sozialen, rechtlichen und psychologischen Bedingungen für schwarze Studierende an diesen zwei Institutionstypen erheblich voneinander abwichen. Insbesondere die angesehenen „Seven Sister Colleges“ für Frauen akzeptierten kaum schwarze Studentinnen; an dem zur Columbia University gehörenden Barnard College z. B. erhielt erst 1928 mit der Anthropologin Zora Neale Hurston eine Schwarze ihren B. A. Evans weist darüber hinaus auf unterschiedliche regionale Entwicklungen hin: Während die erste Generation schwarzer Studierender v. a. im Bundesstaat Ohio graduierte, ermöglichten um 1900 eher einige Südstaaten einen Collegeabschluss. Zusätzlich gab es um 1910 schon über 30 „schwarze“ Hochschulen, davon drei für Frauen.

In der dritten Epoche von 1910 bis 1954 konnten Afroamerikanerinnen häufiger ein Bachelorstudium abschließen, aber weiterhin selten einen Magister- oder Dokortitel erwerben, da sie Zugangsvoraussetzungen nicht erfüllten, zu „professional schools“ nicht zugelassen wurden oder nicht über die finanziellen Ressourcen verfügten. Das weitergehende Studium bis zum Magisterabschluss wurde in den USA in den 1830er Jahren eingeführt, Dokortitel erstmalig 1861 vergeben. Die ersten drei Afroamerikanerinnen erhielten 1888 den Magisterabschluss, aber die Zahl der schwarzen MA-Studentinnen blieb noch Jahrzehnte lang auffällig niedrig. Ähnliches gilt für den nächsten Schritt der akademischen Ausbildung, so promovierten bis 1954 rund 60 Afroamerikanerinnen.

Für Evans sind zwei Themenschwerpunkte von besonderer Bedeutung: Studierendenvereinigungen und soziales Engagement. Die so genannten „Honor Societies“, Studierenden- und Alumnivereine mit elitärem Anspruch, entstanden in den USA seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und tragen meist drei griechische Buchstaben in ihrem Namen. Die Aufnahme in eine solche Vereinigung gilt als akademische Auszeichnung, bedeutet aber auch Zugang zu einem funktionierenden wissenschaftlichen Netzwerk, das für den Arbeitsmarkt nicht unerheblich ist. Als erste schwarze Vereine wurden 1906 die „Alpha Phi Alpha Fraternity“ und 1908 die „Alpha Kappa Alpha Sorority“ gegründet, auch weil Afroamerikaner/-innen selten in die bestehenden aufgenommen wurden. Evans hebt ebenso das soziale Engagement schwarzer Studentinnen und Akademikerinnen hervor, die sich in verschiedenen sozialen Netzwerken für den „uplift“ der schwarzen Bevölkerung einsetzen. Als schwarzen Frauen wurde ihnen sowohl von der weißen Mehrheitsgesellschaft als auch von Afroamerikanern eine besondere Fähigkeit und Verantwortung für soziale Veränderungen und den gesellschaftlichen Aufstieg der „black community“ zugesprochen (S. 64).

Nach diesem bildungsgeschichtlichen Teil folgt ein etwas kürzerer zweiter Abschnitt, in dem Evans die „intellectual history“ schwarzer Frauen, insbesondere ihrer erziehungswissenschaftlichen Überlegungen, rekonstruiert. Schon ein Jahrzehnt vor W. E. B. Du Bois' einflussreichem Essay „Of the Training of Black Men“ setzte sich Anna J. Cooper 1890 mit der akademischen Bildung von Frauen auseinander. Cooper ging davon aus, dass schwarze Frauen die Wissenschaft um eine kritische Perspektive bereichern könnten, da sie selbst aus einer marginalisierten Perspektive forschten und arbeiteten (S. 146). Cooper wehrte sich in zahlreichen Beiträgen gegen die vorherrschende rassistische und sexistische Unterdrückung in Forschung und Lehre. Mary McLeod Bethune wiederum forderte Bil-

derung als Menschenrecht ein. Sie sah die (Aus-)Bildung aller Bevölkerungsgruppen als entscheidenden Faktor der demokratischen Entwicklung des Staates und seiner Bürger/-innen. Cooper, Bethune und andere schwarze Frauen verstanden ihre Rolle als Akademikerinnen auch im Dienst an der Allgemeinheit.

Das Buch schließt mit einem Rückblick auf die letzten 50 Jahre und einer aufschlussreichen Fallstudie über die Situation in Florida, in der bis 1958 keine schwarzen Studierenden an den staatlichen Hochschulen aufgenommen und bis in die 1970er Jahre keine schwarzen Dozent/-innen beschäftigt wurden. Mit ihrer Untersuchung belegt Evans, dass „black collegiate women were caught in a unique social contract because of the intersection of their race and gender.“ Die rassistische Struktur des US-amerikanischen Hochschulwesens ist auch in den aktuellen Zahlen unschwer zu erkennen: Bei einem schwarzen Bevölkerungsanteil von rund 12 % gibt es nur 3,6 % schwarze Professor/-innen. Dabei sind zwei Drittel der afroamerikanischen Hochschuldozenten männlich, während 80 % der afroamerikanischen Schullehrerschaft weiblich sind. Wie Evans an vielen Beispielen eindrücklich schildert, erlebten schwarze Akademikerinnen den Elfenbeinturm – mindestens bis 1954 – eher als ein Gräuerverlies (S. 194).

Levke Harders, Bielefeld

Neupublikationen aus Jena zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Tobias Kaiser, *Karl Griewank (1900-1953) – ein deutscher Historiker im „Zeitalter der Extreme“*. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007 (Reihe: Pallas Athene, Bd. 23). – Tobias Kaiser, Steffen Kaudelka, Matthias Steinbach (Hg.), *Historisches Denken und gesellschaftlicher Wandel. Studien zur Geschichtswissenschaft zwischen Kaiserreich und deutscher Zweistaatlichkeit*. Metropol Verlag, Berlin 2004. – Birgitt Hellmann, Doris Weilandt, *Jena musarum salanarum sedes. 450 Jahre Universitätsstadt Jena*. Verlag Vopelius, Jena 2008.

Die Friedrich-Schiller-Universität Jena ist mit ihrer „Senatskommission zur Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert“ wohl unbestritten die Hochschule aus der ehemaligen DDR, die sich am intensivsten mit ihrer unmittelbaren Vergangenheit auseinandergesetzt hat.¹⁷ Ein hervorragendes Beispiel ist die Druckfassung der Dissertation von Tobias Kaiser „Karl Griewank (1900 – 1953) – ein deutscher Historiker im „Zeitalter der Extreme“. In der auf einer kaum zu übertreffenden Quellen- und Literaturbasis gegründeten Arbeit (die entsprechenden Verzeichnisse umfassen die Seiten 457-516 und enthalten noch nicht einmal alle benutzten Titel, dazu kommen noch zahlreiche mündliche und schriftliche Auskünfte von Zeitzeugen) gelingt es Kaiser, den komplizierten Verlauf von Griewanks Leben und wissenschaftlichem Wirken eindrucksvoll nachzuzeichnen. Der besondere Vorteil und Verdienst ist dabei, dass sich Kaiser nicht auf eine rein wissenschaftlich-biographische Darstellung beschränkte, sondern sich auch ausführlich mit dem jeweiligen wissenschaftlichen und politischen Umfeld des Historikers Griewank auseinandergesetzt und daraus dessen Handeln unmittelbar in Beziehung gebracht hat. Somit liegt im Grunde eine bemerkenswerte Studie zur Wissenschafts- und Hochschulpolitik in Deutschland bzw. der DDR für entscheidende Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts vor.

Kaiser zeichnet zunächst den frühen Lebensweg Gr.s nach: 1900 in einem bürgerlichen, christlich geprägten Elternhaus in Bützow/Mecklenburg geboren, Studium in Göttingen, Leipzig, Rostock und Berlin, Promotion 1922 und nach einer Zwischenepisode als Lokalredakteur in Berlin 1926 Referent bei der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, vermittelt durch seinen Doktorvater Willy Andreas, mit dem er lebenslang ein außerordentlich enges Verhältnis hatte und der ihn wohl nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht beeinflusste. In der „monarchistisch-konservativen“ Umwelt des Direktorats von Friedrich Schmidt-Ott (S. 93) war Gr. für Organisationsbereiche, wie z.B. die Öffentlichkeitsarbeit, verantwortlich (S. 96). Durch die „Machtübernahme“ Hitlers 1933 wurde der

¹⁷ Mit der umfangreichen Publikation *Traditionen – Brüche – Wandlungen: die Universität Jena 1850 – 1995*, Köln-Weimar-Wien 2009, hat die Kommission ihre Arbeit beendet.